

Dornenkinder

Es war ein Tag wie immer. Ein Tag wie die, die sich mein ganzes Leben lang eintönig dahinzogen.

Es kam mir vor, als würde sich mein Leben in Dauerschleife abspielen. Doch ich wollte Veränderung, ich wollte richtig leben, Freude an dem empfinden, was ich jede Sekunde meines Daseins tat, einfach *leben*. Wörter wie Hoffnung, Liebe, Leidenschaft kannte ich nicht, sie waren mir noch nie passiert und wenn mich jemand darauf ansprechen würde, könnte ich ihm nichts dazu sagen. Aber ich wollte lieben, etwas an den Menschen schätzen, die mir begegneten, wollte jeden Tag Hoffnung für morgen empfinden und leidenschaftlich meine Arbeit erledigen, leidenschaftlich essen, leidenschaftlich schlafen.

Doch das alles war ein weit entfernter Traum. Ich musste wie jeden Tag früh aufstehen, Essen kochen für die Menschen, die andere Familie nannten, und musste Wasser vom Fluss holen, der sich am Rande des Dorfes befand. Ich war eines von den Mädchen und Jungen, die niemand wollte, die niemand verstand und niemand schätzte. Ich war wie ein ungebetener Gast, der nur gut genug für Arbeit war und wenn ich nicht da sein zu hatte, wurde ich einfach weggesperrt. Ich war allen egal, Hauptsache ich erledigte ihre Arbeit und war still und gehorsam. Ob ich in meinem Dorf die einzige von meiner Sorte war? Nein. Es gab in jedem Haushalt so jemanden wie mich.

Ich schlüpfte in meine Schuhe und mein ehemalig weißes Kleid. Es zog sich bis zu den Knien, war oben Hoch geschlossen und stand unten ein wenig weg. Sie beide waren mein einziger Besitz und ich konnte ihren Anblick nicht ertragen, denn sie machten mich erkennbar. Alle Mädchen, die wie ich zu Etwas gemacht worden waren, was sie nicht waren, trugen diese Kleidung. Die Menschen, die hier lebten, nannten uns Dornenkinder, wegen unseres Gewandes und unserer harten und stacheligen Hülle. Sie meinten wir wären nicht liebevoll und zart, sondern so wie Dornen. Dabei waren sie diejenigen, die hart und stachelig waren. Doch sie trugen ihre anmutigen Köpfe zu hoch, waren zu stolz um das zu sehen.

Schnell lief ich die alte und wackelige Holzterasse vom Dachboden hinunter, auf dem ich schlief und öffnete die Haustüre. Sie war groß, fast zu groß für normale Menschen und ich dachte mir jedes Mal wenn ich sie sah, dass hier einmal ein Riese gewohnt haben muss. Alles hier war übertrieben hoch und groß, jeder wollte prahlen mit dem, was er hatte. Auf der Straße war fast kein Leben, es waren nur Dornenkinder in ihren schmutzig weißen Gewändern zu sehen, die eilig den Schotterweg auf und ab liefen. Sie alle trugen Wasserkrüge auf den Schultern und in ihren bleichen Gesichtern sah ich die Angst vor dem, was die Zukunft wohl noch mit sich bringen würde.

Ich bog um die nächste Hausecke und machte mich auf den Weg, da kam ein Junge auf mich zu. Doch er war keiner von den Dornenkindern, er sah anders aus. Er trug einen schwarzen Anzug und schwarze glänzende Schuhe, seine Haare waren braun und weich und seine Haut war sauber und schön. Wir gingen aneinander vorbei, aber es war nicht wie es sonst immer gewesen war. Es war *anders*. Und *anders* war gut. Er blickte zu mir herüber und ich hielt den Atem an, als ich tief in seine eisblauen Augen sah und mich darin verlor. Ich spürte zum ersten Mal meines sinnlosen Daseins die Nähe einer anderen Person. Es war unglaublich. Ich wollte nicht weitergehen, ich wollte nur stehenbleiben und mich nie wieder bewegen. Aber es war verboten. Ich wusste was mir blühen würde, wenn ich mir anmerken ließe, was ich soeben fühlte.

Codewort: Schneckenhaus, 13 Jahre

Und so drehte ich mich nicht nach ihm um, blieb nicht stehen, sondern eilte schnell weiter in Richtung Fluss, zusammen mit dem Strom der anderen Dornenkinder.

Den ganzen Weg zum Fluss dachte ich an diesem merkwürdigen Jungen und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen, doch auch am Rückweg hingen meine Gedanken an ihm. Als ich schließlich bei dem Haus meines Herren und meiner Herrin ankam, war die Straße wieder leer, die Dornenkinder waren verschwunden und ich stand alleine da. Schnell ging ich die Stufen zur Eingangstür hinauf, öffnete und schloss sie wieder hinter mir. Mit eiligen Schritten rannte ich in die Küche, füllte zwei Gläser aus Kristall mit dem frischen Wasser, stellte den Krug auf den Esstisch und machte mich daran, ein Frühstück zuzubereiten. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig, den Tisch fertig zu decken, als bereits die schnellen klackernden Schritte meiner Herrin am Flur ertönten. Ich stellte mich schnell stramm neben den Tisch und verbeugte mich, als sie das Zimmer betrat.

„Geh“, sagte sie und setzte sich an den Tisch. Gehorsam verließ ich das Zimmer und lief die alte und quietschende Holztreppe hinauf, die zu meinem Schlafplatz führte. Sofort zog ich mir die Schuhe aus und ließ mich auf die Matratze fallen, die in der Mitte des winzigen Raumes lag. Ein dünner Lichtschein fiel durch ein kleines Loch in der Wand auf mein Gesicht und wärmte meine kalte Nase und meine gefrorenen Lider.

Ich schloss die Augen und hatte für diesen einen Moment das Gefühl, wirklich am Leben zu sein und nicht halbtot in diesem kalten, grauen Dorf mit all den kalten Menschen.

Die Tage die auf diesen eintönigen Tag folgten, veränderten sich nicht. Sie waren alle gleich, wie sie es bisher auch gewesen waren. Doch eine Woche später, es war ein Sonntag, musste ich einen Brief zu meiner Nachbarin bringen. Ich öffnete das eiserne Tor ihres Gartens, folgte den Pflastersteinen zur Eingangstür und klopfte dreimal gegen das dunkle Holz. Nach ungefähr drei Minuten, die ich in der Kälte verbracht hatte, hörte ich schnelle Schritte von innen auf mich zukommen und die Tür wurde geöffnet. Mit einem Satz blieb mein Atem stehen. Ich blickte direkt in die blauen Augen von dem Jungen, dem ich eine Woche zuvor auf der Straße begegnet bin. Schnell blickte ich hinab auf dem Brief in meinen roten gefrorenen Fingern und hielt ihn nach vorne.

„Diesen Brief soll ich Ihnen von meinem Herrn übergeben“, flüsterte ich und spürte, wie er ihn mir aus der Hand nahm. Seine Finger waren warm und berührten für den Bruchteil einer Sekunde meine.

Als ich wieder aufsah, schob sich eine Frau in dem Alter meiner Herrin vor ihm durch die Tür und sah mich fragend an.

„Was willst du hier? Zu wem gehörst du?“, fragte sie mich misstrauisch und hob ihr Kinn noch weiter in die Luft als sie es eben schon getragen hatte. Bevor ich antworten konnte drückte ihr der Junge, der ihr Sohn zu sein schien, den Brief in die Hand. Mit einem letzten verachtenden Blick auf mich ging sie an ihrem Sohn vorbei zurück ins Haus und ermahnte ihn, mich ja nicht aus den Augen zu lassen bis sie zurück sei. Als ihre schnellen klackernden Schritte in ihren hohen Stöckelschuhen verklangen, faltete ich meine Hände hinter meinem Rücken und versuchte, ihm so wenig wie möglich in die blauen Augen zu sehen. Er sah mich ununterbrochen an und ich spürte, wie sich seine Blicke in meine Haut bohrten. Doch es waren keine misstrauischen und verachtenden Blicke wie die seiner Mutter, ganz im Gegenteil. Sie waren warm und bemitleidend, sie waren wie eine leise Entschuldigung für all

Codewort: Schneckenhaus, 13 Jahre

das, was man mir angetan hat und noch weiter antun wird. Und das war der Beginn meines richtigen Lebens, es war der Moment, in dem sich alles ändern würde.

Als ich an diesem Tag das Nachbarshaus verließ, fühlte ich mich anders als sonst. Es war nicht mehr diese Leere in mir, wie sie es all die Jahre gewesen ist, da war jetzt etwas anderes, etwas Besseres. Es waren Emotionen. Tausende von Emotionen stiegen in mir hoch, gute und schlechte, aber es war besser als diese ewige und unendliche Leere. Die Tage, die auf diesen einen *anderen* Tag folgten, sollten auch *anders* sein. Ich sah ihn jeden Morgen auf der Straße, doch er blieb nicht mehr stehen und sah mich einfach nur an. Er sagte etwas zu mir und es fühlte sich an, als wäre da endlich diese eine Person, die mich schätzte, ich hatte Hoffnung für morgen und ich empfand Leidenschaft am schlafen, essen und an der Arbeit, die ich jeden *anderen* Tag erledigte.

Er sagte: „Hallo.“

Und ja genau, dieses eine „Hallo“ war mein Ein und Alles.

Meine Haut begann zu brennen, als dieses eine Wort, dieses eine Lebenszeichen der Welt um mich herum meine Ohren durchdrang. Es war, als würde ein Glühen von mir ausgehen, langsam mein Gesicht liebkosen und meine Arme kitzeln. Er schenkte mir sein Lächeln, gab mir das Gefühl ihm etwas zu bedeuten. Da war jetzt etwas Anderes, etwas Anderes hatte den Platz in meinem Körper eingenommen. Und dieses *Andere* war gut. Sehr gut sogar.

Ich kannte jetzt die Bedeutung der Wörter Hoffnung, Liebe, Leidenschaft. Wenn mich jemand darauf ansprechen würde, könnte ich ihm etwas dazu sagen.

Ich wusste ich war lebendig. Ich war mir ganz sicher, zum ersten Mal. Ich wusste es, denn die Leere und Hoffnungslosigkeit meines Daseins war vertrieben worden.